

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 132

Artikel: Gebrochen Serbokroatisch reden machte Spass
Autor: Bischof, Ilana
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEBROCHENEN SERBOKROATISCH REDEN MACHTE SPASS

Null

Das grelle Licht blendete mich, ich fürchtete zu erblinden. Plötzlich wurde es kalt. Die Kälte durchdrang meinen Leib, etwas Fleischiges schlängte sich um meinen Hals und schien mir den Atem zu rauben. All dies führte dazu, dass ich meinen Mund aufriss und einen Schrei ausstieß, der allen Beteiligten durch Mark und Bein fuhr. Ich beruhigte mich erst wieder, als ich warm eingepackt auf eine weiche Unterlage gelegt wurde. Im Nu schlief ich ein. Schlafen war zu dieser Zeit eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, ich öffnete die Augen und vor allem den Mund bloss, um meinen Mitmenschen verständlich zu machen, dass ich nun gerne eine Mahlzeit zu mir nehmen möchte. Mit der Zeit verging mir allerdings die Lust, ständig auf der faulen Haut zu liegen. Also machte ich mich daran, die Kunst des Gehens zu erlernen. Ich übte meist heimlich, auf einem weichen Teppich. Meine Mutter machte gerade die Wohnung sauber, als ich unsicher dahertrotzte. Die Überraschung war gelungen, und das motivierte mich, alles zu lernen, was die Grossen sonst noch so tun – und das am liebsten so schnell als möglich.

Schon bald war ich nicht nur fähig, «Mami» und «Papi» richtig auszusprechen, nein, ich konnte auch schon ganze Wörter aneinandereiheben, damit es einen Sinn ergab. Ich lernte schnell, aber irgendwas stimmte nicht. Mir fiel auf, dass die Einzige, die alles verstand, meine Mutter war. Mein Vater tat sich manchmal schwer, mir genau folgen zu können. Und natürlich wusste ich noch nicht, warum ich mich gegenüber den Grosseltern väterlicher Seite gewählter ausdrücken musste. Doch ich lernte immer schneller, in welchen Situationen ich wie zu sprechen hatte. Als ich die Spielgruppe besuchte, wusste ich längst, dass ich mich nicht bloss auf zwei Arten ausdrückte, sondern dass ich zwei verschiedene Sprachen beherrschte. Was mir nicht im Geringsten unüblich erschien. Unter meinen Kameraden war ich einfach wie jede andere, warum hätte das auch nicht so sein sollen! Wir veranstalten mit Vergnügen einen grossen Tumult und ärgerten die kinderverachtenden Nachbarn. Erst in der Primarschule stellte sich langsam heraus, dass mich einige Kinder für etwas hielten, was ich gar nicht war. Mir fiel auf, dass sich nicht mehr alle mit mir abgeben wollten. Ich wusste nicht, woran es lag und worum es ging.

Aufwachsen in der Schweiz: Rasch bemerkte das kleine Mädchen, dass die Mutter seine Sätze weitaus besser verstand als der Vater. Von da weg begleitete sie die Frage nach der Zugehörigkeit quer über alle Pausenplätze. Bis sie sich einen Monat Zeit gab zu entscheiden, Schweizerin zu sein oder Bosnierin. von Ilana Bischof

Acht

Ausländerkuh! Die Bedeutung dieses Ausdrucks in den Stimmbändern eines 8-jährigen Mädchens war mir nicht ganz klar. Der Ton jedoch, in dem sie ihn mir an den Kopf warf, verriet klar, dass er was Bösesartiges zu bedeuten hatte. Ich war als Kind bestimmt kein Engel, doch so was liess mich stolz nicht zu. In mir brodelte es. Ich schaute ihr tief in die Augen, wobei mir ihr Blick verriet, dass es ihr nicht in tausend Jahren in den Sinn kommen würde, das eben Ausgesprochene zurückzunehmen. Ich ging auf sie zu, packte sie mit der rechten Hand an der Gurgel und drückte sie gegen die nächste Wand. Ich konnte meinem Zorn keine Grenzen setzen. Ich behielt sie so lange im Würgegriff, bis sie sich flennend bei mir entschuldigte. Seit diesem Tag war ich nicht nur bei meinen Mitschülern unbeliebt, sogar deren Eltern gaben Acht, dass sich keines ihrer Kinder mit mir, meiner Schwester oder dem Rest dieses «Gesindels» abgab. Meine beste Freundin hielt insgeheim zu mir, doch selbst bei ihr zu Hause war ich nicht mehr willkommen. Ich spielte bloss noch mit den Knaben oder den serbischen Nachbarkindern. Schliesslich kam ein dunkelhäutiges Mädchen in unsere Klasse. Sie war mir von Grund auf sympathisch. Ihre grossen, braunen Augen, ihre weissen Zähne, die schwarzen Löckchen, das laute Lachen, all das beeindruckte

mich. Die anderen Mitschüler mochten sie nicht besonders, sie stiessen sie aber auch nicht aus. Im Grunde waren sie wohl einfach froh, dass wir uns gefunden hatten und sie deswegen keinen Ärger zu befürchten hatten.

Als mein Vater eine neue Stelle fand und meine Mutter genug hatte vom engen Dorfleben, zogen wir vom kleinsten Ort, den ich in diesem Kanton je gesehen hatte, mitten in die Stadt. Die grosse Veränderung wurde mir erst richtig klar, als ich mitten in der Stadt alle Leute, die an mir vorbeigingen, freundlich grüsste und diese mich verwundert, beinahe entsetzt anblickten. Die neue Schule war riesig. Meine neue Klasse war beinahe so gross wie vorher die gesamte Schülerschaft. Unser Lehrer stammte aus Deutschland, und die neue Klasse setzte sich zusammen aus Indern, Slawen, Thailändern, Amerikanern, Spaniern, Italienern, Österreichern und gerade mal drei Schweizern. Ich gehörte zu diesen drei, da ich nun mal einen Schweizer Pass besitze. Die ganze Welt versammelte sich in einem Schulzimmer und jeder war gleich. Wo ich früher auf Grund der Nationalität meiner Mutter verstossen wurde, fühlte ich mich nun fast ebenso ausgeschlossen wegen meines Schweizer Passes und meines akzentfreien Deutschen. Doch ich war nicht ausgeschlossen, ich war ich, und das für ein ganzes Jahr lang, bis wir ins nächste Dorf zogen und ich

in eine neue Schule kam. Eine Mischung der vorangehenden, aber schon eher rechts. Ich passte mich an.

Fünfzehn

Muss ich mich rechtfertigen? Wenn ja, wofür? Und bei wem? Gibt es ein Muster, wie Jugendliche meines Alters sein sollen? Wenn ja, wo gibt es das? Und muss ich mich diesem Muster anpassen? Ich fand für all dies eine Antwort. Ja, ich musste mich rechtfertigen, bei meinen Freunden, für Slawen. Ja es gibt ein Muster. Ich fand es in Äusserlichkeiten und ich passte mich dem an. Ich kümmerte mich um meine Frisur, meine Schuhe, meine Fingernägel, meine Jeans, meine Augenbrauen, meine Wimpern ... Schule und Leistung waren nebensächlich und das, obwohl es mein Ziel war, die Matura zu machen. Es war wichtig, wie ich ging, wie ich lachte, mit wem und worüber. Meine wenigen Freunde hatte ich links liegen gelassen, um mir Beliebtheit aufzubauen. Nach all den Jahren wollte ich nicht mehr, als endlich mal von allen geliebt, akzeptiert und beneidet zu werden. Ich nahm Leute auf den Arm, die noch nicht lange in der Schweiz lebten und sich anders verhielten als wir. Ich tat alles, was man von mir verlangte, um endlich dazu zu gehören. Es gelang mir. Doch schon nach kurzer Zeit merkte ich, dass es nicht meine Welt war, in der ich mich bewegte.

Es gab neben der einen noch eine andere Gruppe. Ich wollte es bei der versuchen. Die Gruppe setzte sich grösstenteils aus Türken, Albanern, Serben, Bosniern, Kroaten und Italienern zusammen. Ich erhoffte mir dort grössere Chancen, da ich Serbokroatisch verstand und, wenn auch nicht akzentfrei, sprach. Doch es war schwierig.

Es gelang mir nicht. Ich war nichts. Ich konnte nichts. Ich musste mich auf die Aufnahmeprüfung für die Kantonsschule konzentrieren, ich bestand sie. Nun war es offiziell, dass ich mehr zu bieten hatte, als viele von mir dachten. Doch das erleichterte mir nichts. Nun war ich der ewige Besserwisser. Mir reichte es. Ich ignorierte sie alle. Ich verbrachte meine Freizeit, wenn ich nicht alleine sein wollte, bloss noch mit einem Mädchen aus meiner Klasse. Halb Serbin, halb Schweizerin. Wenn wir Lust hatten, sprachen wir aus Spass unser gebrochenes Serbokroatisch, wir wollten nur noch das tun, was andere nicht von uns erwarteten. Es gelang uns. Wir hatten unsere Ruhe, wir waren glücklich und zufrieden. Wir kamen mit allen gut aus, bemühten uns jedoch nicht um engere Beziehungen zu ihnen. So verstrich auch das letzte Jahr der Oberstufe, und das musste mit einem Abschlussabend gefeiert werden.

Meine Freundin und ich tauchten mit etwas Verspätung am Abschlussabend auf. Die ganze Klasse sass um ein Feuer nahe am Wald. Um sie herum lagen überall verstreut leere Flaschen Bier, Baccardi und sonstige Alcopops. Wir näherten uns langsam unseren Klassenkameraden, als diese alle durcheinander auf uns einbrüllten. Wir waren also nicht erwünscht. «Scheiss Ausländer» hatten nämlich an ihrem Lagerfeuer nichts zu suchen. So feierten wir unseren Abschluss zu zweit, etwas abseits. Das war der Zeitpunkt als ich anfing, Schweizer zu verachten. Ich hatte die ganze Zeit gedacht, ich müsse mich entscheiden. Wollte ich nun Schweizerin sein, wollte ich Bosnierin sein? Ich wusste es nicht. Doch ich hatte ja noch einen Monat Zeit, um mich zu entscheiden. Spätestens bis Anfang der Kantonsschule musste ich mich für eine Nation entschieden haben. Ich hatte Angst, durch eine falsche Entscheidung das ganze Leben lang eine Aussenseiterin zu bleiben. In jenen Sommerferien gingen wir mal wieder nach Bosnien, alle Verwandten besuchen. Diese Art von Familienfest war mir bis dahin nicht bekannt gewesen. Wir kamen gegen vier Uhr bei meiner Tante an. Ich spielte mit meinem Cousin und meiner Cousine, bis die ersten Gäste langsam eintrafen. Mir schien es, als kenne jeder jeden, alle waren so fröhlich, offen und herzlich. Kaum waren genug Leute beisammen, stellte mein Onkel ein ganzes Lamm über das Feuer. Die Kinder waren alle eingeladen, egal welchen Alters. Es

dämmerte schon langsam, als das Lamm gar war. Meine Tante legte Musik auf und es wurde reichlich Wein getrunken. Hätte sich das ganze hier in der Schweiz zugetragen, hätten wir mehrere Anzeigen wegen Nachtruhestörung am Hals gehabt. Doch nichts dergleichen geschah. Fiel jemandem auf, dass gefeiert wurde, stiess er dazu, denn jeder kannte jeden, es wurde getanzt, gesungen und vor allem gelacht. Ich gess den Anblick, doch gehörte ich dort nicht richtig dazu. Ich schien irgendwas falsch zu machen.

Achtzehn

Ich bin ich. Ich bin weder Schweizerin noch Bosnierin, und doch bin ich beides. Nach den Ferien ging ich verschlossen in die Schule und öffnete mich von Woche zu Woche. Ich hatte mir in den Ferien viele Gedanken gemacht. Ich wollte mich nicht mehr nur anpassen, ich wollte so leben, wie es sich gehörte. In Frieden, mit Freunden, mit Liebe und Trauer. Ich wollte mich als Individuum in die grosse Gesellschaft, welche die Schweiz ausmacht, eingliedern. Ich sagte, was ich dachte, ich zog an, was mir gefiel, ich hörte Musik, die mich berührte, und sieh an, ich wurde von allen akzeptiert. Ich weiss bis heute noch nicht, ob es an meiner neuen Einstellung lag oder an meinem neuen, vielleicht sozialeren Umfeld. Ich habe Freunde gefunden, nicht viele, aber sie bedeuten mir sehr viel und sind immer für mich da. Nie wurde ich gefragt, woher ich stamme, ob ich vielleicht Ausländerin bin. Und wenn das doch der Fall war, dann ohne bösen Hintergedanken sondern nur auf Grund meines nicht alltäglichen Namens. In 13 Tagen werde ich 18, volljährig. Ich sitze hier am Pult, neben mir liegen die ersten, an mich adressierten Abstammungspapiere. Einmal mehr muss ich mich entscheiden. «Bürgerrecht der zweiten oder dritten Ausländergeneration», na ja, was soll ich dazu sagen. Ich muss mich zuerst genau informieren, denn werde ich das schon richtig machen. Wenn es für mich stimmt, dann wird das klappen. Ich bin einfach anders normal als alle anderen. Aber wer ist das nicht?!

Ilana Bischof (1986) lebt mit ihrer Familie in Rorschacherberg und besucht die Kantonsschule Burggraben in St.Gallen. Ihre Mutter zog in den achtziger Jahren aus Bosnien in die Schweiz – «in der Hoffnung auf eine bessere berufliche Zukunft». Ilana will gern einmal Germanistik studieren und Journalistin werden.

Kras. Bekannteste Süssigkeitenfabrik Jugoslawiens. Der Renner war und ist heute noch «Bajadera», die Praliné in zwei Schichten, einer Nougat/Mandel- und einer Haselnuss-Masse. Noch immer gleich verpackt wie vor fünfzig Jahren bleibt die Bajadera das obligate Mitbringsel. Die Firma Kras ist unterdessen eine vollständig privatisierte kroatische Firma mit Hauptsitz in Zagreb.



Lepa Brena. Star des frühen so genannten Turbokolk, der ab den achtziger Jahren grosse Bedeutung erlangt hat: griechisch-türkische oder serbische Harmonien, kombiniert mit Volksmusik und Popelmenten. Lepa Brena gilt als «Grossmutter» von Ceca Raznatovic, hierzulande besser bekannt als «Arkans singende Witwe», die zu Disko-Rhythmen von Liebe, Sehnsucht und der weiten Welt berichtet. Arkan, der von Interpol gesuchte serbische Kriegsverbrecher, wurde 2000 in Belgrad ermordet.

Makarska. Stadt am Fuss des Küstengebirges Biokovo. Sie ist nur ein Beispiel für die zahlreichen malerischen Badeorte an der kroatischen Adria. Ganz Jugoslawien reiste sommers an die dalmatinische Küste oder liess sich auf Inseln wie Hvar oder Krk nieder. Seit dem kroatisch-serbischen Krieg (1991-1995) verbringen nur noch wenige Serben und Bosnier ihre Ferien in dieser Gegend, die teilweise stark beschädigt worden ist. Viele verlagerten den Sommeraufenthalt an die Küste Montenegros.



No Man's Land. «Nicija Zemlja». Oscar-gekürnte Kriegssatire des bosnischen Regisseurs Danis Tanovic aus dem Jahr 2001. Der Film erzählt die Geschichte von einem serbischen und zwei bosnischen Soldaten, die ungewollt im gleichen Schützengraben landen. Hier wird der Krieg auf kleinstem Raum weitergeführt – und dabei die Absurdität der bosnisch/serbischen Auseinandersetzungen hervorgehoben. Die Soldaten sprechen die gleiche Sprache, kennen zum Teil sogar die gleichen Leute, und nicht zuletzt besitzen sie den selben Galgenhumor.



18

ST Gallen sei die Stadt von Buch und Tuch, heisst es im Wettbewerb der Standorte. Man sollte bloss nicht vergessen, wer die Stoffe stickt. Und nachstickt. Zum Beispiel Zvezdana, 27, im Erdgeschoss der Firma Bischoff Textil AG in der St.Galler Kreuzbleiche. Seit zehn Jahren kontrolliert sie hier die Waren, die aus dem Stickereiwerk in Diepoldsau entfallen. In Serbien habe sie lediglich die Grundschule absolviert, so sei sie froh gewesen, in der Schweiz überhaupt Arbeit zu finden. Ähnlich erging es Marija, 26, bei der Lehrstellensuche: Ein Jahr lang schrieb sie mehr als hundert Bewerbungen, bis sie in der Kreuzbleiche eine KV-Stelle erhielt. «Wenn ich nicht berücksichtigt wurde, hatte ich häufig das Gefühl, dass dies an meiner Herkunft lag», sagt die Kroatin, die heute als Sachbearbeiterin für den Verkauf nach Fernost und Kanada zuständig ist. 78 Jahre nach ihrer Gründung ist die Bischoff Textil AG ein internationales Unternehmen, im doppelten Sinn: Die Stapelwaren werden in der Türkei und Thailand produziert, die Spezialitäten von den 240 Angestellten in der Schweiz. Davon sind die Hälfte Ausländer, und davon kommt die Hälfte aus dem ehemaligen Jugoslawien: 33 aus Serbien, 19 aus Mazedonien, 14 aus Bosnien, acht aus Kroatien und einer aus Slowenien.

